

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 33 (1953-1954)
Heft: 12

Artikel: Über die militärische Stärke Frankreichs
Autor: Surgor, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UBER DIE MILITARISCHE STÄRKE FRANKREICHS

VON FRANÇOIS SURGOR

Man mag sich darüber freuen oder es beklagen — Frankreich zählt vorübergehend nicht mehr zu den großen Militärmächten Europas. Über diese Tatsache kann auch die Betrauung des Marschalls Juin mit dem Kommando in Zentraleuropa nicht hinwegtäuschen. Juin ist ein hervorragender Soldat, und nicht nur ein Soldat. Neben seiner Autorität und dem hohen Ansehen, zu dem er nicht durch Propaganda oder berechnende Geschicklichkeit gekommen ist, besitzt er, wie Foch, eine außergewöhnliche Befähigung zur Führung verbündeter Armeen. Selbst wenn die französische Armee nur noch einen symbolischen Wert haben würde, wäre es immer noch klug, die Verteidigung von Westeuropa Juins erfahrenen und sicheren Händen anzuvertrauen.

Im Jahre 1914 sind wir mit 70 Infanterie- und 10 Kavalleriedivisionen ins Feld gezogen. 1954 bringen wir der Europa-Armee 14 Divisionen, nämlich 8 Infanteriedivisionen des Mutterlandes, 2 nordafrikanische Infanteriedivisionen, 3 Panzerdivisionen und 1 Luftlandedivision. Drei Infanterie- und 2 Panzerdivisionen und außerdem die Luftlandedivision sind jederzeit mit Vollbestand einsatzbereit. Die übrigen Divisionen haben bloß Aktivbestände von 30—50 Prozent.

Es fehlt nicht an Erklärungen für diesen Rückfall. Man weist darauf hin, daß die Divisionen der Jahre 1914 und 1954 nicht miteinander verglichen werden können. Die Bestände sind wenig verschieden; allein die Divisionen von 1914 waren mit Bajonetten und spielzeugähnlichen Kanonen bewaffnet. Die heutigen Divisionen, gepanzert oder nicht, verfügen über eine gewaltige Menge verschiedenartigsten und überaus kostspieligen Materials, dessen Wert sich auf 70 Milliarden beläuft. Nun aber ist Frankreich, einst Bankhaus für die ganze Welt, heute bettelarm. All dies ist unbestritten.

Leute, die sich auf ihre strategischen und taktischen Kenntnisse viel zugute tun, behaupten, daß Infanterie, Artillerie und Panzertruppen ihre entscheidende Rolle auf dem Schlachtfeld ausgespielt haben und unsere schwachen Finanzen besser zur Ausbildung einer Flugwaffe angewendet würden als zur Aufblähung des Landheeres. Meinetwegen. Immerhin kann entgegnet werden, daß es der amerikanischen Luftverteidigung in Korea nicht gelungen ist, die Invasion zum Stehen zu bringen und in Indochina die Infanterie ge-

legentlich ohne die Unterstützung auch nur eines einzigen noch so veralteten Flugzeuges angreift.

Andere wieder nähren bereits die Hoffnung, daß die Atomwaffen den Mangel an Kämpfern ausgleichen — und mehr als ausgleichen werden. Vielleicht; doch muß der Beweis erst noch erbracht werden. Wenn diese Annahme stimmen würde, dürfte man freilich nicht bis zum nächsten Jahre warten, um das Militärbudget auf den Unterhalt der Garde Républicaine zu beschränken, ihrer Pferde, ihrer Roßschweifhelme, ihrer drolligen Handschuhe.

Seien wir ernsthaft und seien wir ehrlich. Nachdem das Problem für Frankreich darin besteht, die Invasion auf der Rheinlinie aufzuhalten oder besser gesagt, zu helfen, diese aufzuhalten, wäre es töricht, sich vorderhand nicht um die Schaffung eines größt- und stärkstmöglichen Heeres zu bemühen. Mit unseren 14 Divisionen haben wir aber bereits die Grenze unserer Anstrengungen erreicht; wir beabsichtigen nicht, neue aufzustellen, auch nicht leichtere. Wir können nichts besseres tun, als die zuletzt aufgestellten zu verstärken. Zugegeben — wegen Mangel an Geld. Jedoch auch aus einem anderen, mindestens ebenso schwerwiegenden Grunde. Es fällt uns schwer, denselben einzugestehen.

Die französische Armee rekrutiert nicht mehr die genügende Zahl von Offizieren. An Generälen und Obersten besteht zwar sicherlich noch kein Mangel; die hohen Chargen können jederzeit besetzt werden. Aber die Zugführer? Um das Offizierskader der kleinen Einheiten schon vor dem Kriege sicherzustellen und hernach die ersten Verluste zu decken, sollte sich jedes Jahr ein starker Harst junger Leute zum Eintritt in die Armee drängen, unter denen dann die Besten behalten werden könnten. Nun ist aber heute aus dem früheren Zustrom ein dünnes Rinnsal geworden. Vom Geldschwund kann man sich erholen, aber an Entkräftung stirbt man.

Unsere alte polytechnische Schule ist ja im Prinzip eine Militärschule. Als solche ist sie im Jahr VIII der Republik gegründet worden, und aus ihr gingen während 150 Jahren die fähigsten Chefs der technischen Waffen hervor. Joffre und Foch waren «X» (Bezeichnung für Polytechniker im Schülerjargon), der eine Sappeur, der andere Artillerist. Heute hat diese Militärschule, deren Statut und deren Uniform militärisch geblieben sind, aufgehört, der Armee das traditionelle Kontingent an Offizieren zu liefern.

Aus dem vorletzten Jahrgang hat die Artillerie 1, die Genietruppe 11 und die Übermittlungstruppe 3 Offiziere erhalten. Von 220 Schülern sind nur 15 — und nicht einer mehr — ins Landheer übergetreten. Bildeten sie wenigstens eine Elite? Hatten sie ihre Berufswahl aus innerem Drang getroffen? Kann man auf sie zählen, um die Flamme lebendig zu erhalten? Ach! Die 15 Offiziere

waren alle «surnombre» oder «surlimite», d. h. sie gehörten nicht zur normalen Promotion und waren unter Auferlegung einer Verpflichtung aufgenommen worden. Mit «surlimite» bezeichnet man die Kursteilnehmer, die trotz Überschreitung der für die Aufnahme festgesetzten Altersgrenze von 21 Jahren zugelassen werden, unter der Bedingung, nach Abschluß der Schule in den militärischen Staatsdienst überzutreten. Für ihr ganzes Leben? Mit nichten — nur für 6 Jahre. Die «surnombre» sind jene Schüler, deren Leistungen bei der Eintrittsprüfung nicht genügten und die dennoch angenommen wurden, weil sie sich schriftlich verpflichtet hatten, nach Abschluß der Schule während 6 Jahren militärischen oder zivilen Staatsdienst zu leisten. Wahrlich ein zweifelhafter Zuwachs, diese gezwungen dienenden Offiziere, die, wie Gefangene, den Tag ihrer Befreiung erwarten.

Heute befinden sich in der Landarmee nur noch 700 Polytechniker, Generäle oder höhere Offiziere. Der Ersatz fehlt.

Es gibt noch eine andere «Offiziersfabrik». Im Lager von Coëtquidan, 40 km von Rennes entfernt, mitten in der bretonischen Heide, ist nach der Befreiung die Ecole Spéciale Militaire Interarmes eingerichtet worden, die Offiziere aller Waffengattungen ausbildet, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Genie, Übermittlung und Train. Hier werden auf dem Prüfungsweg zwei Kategorien von Schülern angenommen. Die eine besteht aus Unteroffizieren, die gewisse Eignungs- und Anciennitätsbedingungen erfüllen und früher in St-Maixent, Saumur, Fontainebleau eingetreten wären. Das Niveau des Aufnahmeexamens entspricht ungefähr demjenigen der ersten Hälfte der Reifeprüfung. Aus dieser Abteilung gehen jährlich 350 Offiziere hervor. — Die andere Kategorie trägt den Namen «Division de St-Cyr». Sie umfaßt junge Leute, die sich, nach erfolgter Sekundarschulbildung, während 1 oder 2 Jahren in einem Spezialkurs auf die Prüfungen vorbereitet haben. Sie verbringen 2 Jahre in Coëtquidan, wählen dort, entsprechend ihrer leistungsmäßigen Einteilung, eine Waffengattung und beendigen als Unterleutnants ihre Schulung in einem Fortbildungskurs.

Aus Coëtquidan kommend, kann man somit, im Unterschied zum Polytechnikum, nur in die Armee eintreten. Infolgedessen stellen sich hier bloß jene jungen Franzosen, die sich für den militärischen Beruf entschieden haben. Nun ist aber die Zahl der Anwärter auf die «Division de St-Cyr» seit der Befreiung von Jahr zu Jahr so gefährlich zurückgegangen, daß man zur Vermeidung allzu magerer Promotionen gezwungen war, das Niveau der Annahme immer weiter zu senken. Darin lag jedoch eine neue und nicht weniger ernst zu nehmende Gefahr, die zur Einsicht führte, daß das Prüfungsprogramm, welches zur Hauptsache wissenschaftliche

Kenntnisse forderte, die humanistisch erzogenen jungen Leute abschrecken mußte. Daher haben denn auch seit 1952 die Kandidaten die Wahl zwischen der «option sciences» und der «option lettres». Letztere räumt der Geschichte, den Sprachen und der Philosophie einen größeren Platz ein. Im ersten Jahr nahm die Gesamtzahl der Anwärter um 200 zu. Die beiden Kategorien betragen zusammen ungefähr 750. Etwas mehr wie 400 wurden angenommen, $\frac{1}{4}$ «option lettres», $\frac{3}{4}$ «option sciences». Allein schon 1953 trat ein Rückschlag ein: nur 350 Angenommene; 250 «option sciences», 100 «option lettres». Das ist für die Zukunft nicht vertrauenerweckend. Was soll künftig noch unternommen werden, um genügend Bewerber anzuziehen?

Es treten also aus Coëtquidan jedes Jahr 700 bis 750 junge Offiziere aus. Diese müssen auf alle Einheiten aller Waffengattungen der gesamten französischen Armee und der mit ihr verbundenen Streitkräfte in Europa, Afrika und Indochina verteilt werden. Bei dem momentanen Rhythmus der Verluste ist die Hälfte zum voraus dazu bestimmt, in den Kämpfen des Vietnam zu fallen. Wenn man sich schließlich vergegenwärtigt, daß der Krieg in Indochina 30% des Totals der französischen Offiziere beansprucht, ist leicht einzusehen, daß Frankreichs Wiederaufrüstung ebensosehr eine Kaderfrage als eine Material- und Geldfrage ist.

Um den dringendsten Mängeln auf diesem Gebiete zu begegnen, hat man wohl oder übel aus anderen Quellen schöpfen müssen. Man hat Reserveoffiziere herangezogen. Im Jahre 1952 wurden nach einer Dienstleistung in Korea oder Indochina 78 Reserveleutnants in die aktive Armee eingestellt; 1953 mußte diese Zahl auf nahezu 400 erhöht werden. Unter ihnen mögen gute Elemente vorhanden sein, bei denen die militärische Berufung im Gefecht erwacht ist und die verspätet ihr kämpferisches Temperament entdeckt haben.

Man hat sich außerdem dazu entschlossen, in ständig steigender Zahl und ohne weitere Prüfung Unteroffiziere auszuheben und zu Offizieren zu ernennen. Im Jahre 1953 waren es 250; im ganzen sind es jetzt schon 1300. Es ist aber aus verschiedenen Gründen schwierig, auf diesem Wege fortzuschreiten. Daß auf diese Weise dem Unteroffizierskorps, das selber auch schon mit Bestandesschwierigkeiten zu kämpfen hat, fortlaufend die besten Elemente entzogen werden, ist nicht etwa der wenigst wichtige Grund. Es ist keine Lösung, zur Stopfung des einen Loches ein anderes zu graben.

Endlich mußte sich der Kriegsminister dazu entschließen, einige Dutzend «abgesägte» (dégagés) Offiziere wieder einzustellen. «Dégagés» ist die amtliche Bezeichnung jener Opfer der Säuberung von 1946 und 1947, in ihrer großen Mehrheit St-Cyriens oder Absolventen des Polytechnikums («X»). Es handelt sich um mehr als

20 000 Offiziere, denen damals auf schimpfliche Art und Weise, entweder ohne Angabe eines Grundes oder dann unter grotesken Vorwänden, zu denen man heute nicht mehr zu stehen wagt, die Tür gewiesen worden war. Eine Glanzleistung der ersten Befreiungsregierung, die den Rahmen der Armee zerbrochen hat. Entgegnet man etwa, daß die Offiziere der alten Armee durch Widerstandskämpfer ersetzt worden sind? Gewiß. Nur mußte in der Praxis eine große Anzahl dieser Offiziere wegen Unfähigkeit oder nachgewiesener Verbindung mit einer fremden Macht, bisweilen sogar wegen fragwürdiger Moral, später wieder ausscheiden, oder sie wurden auf behaglichen Pöstchen untergebracht. Andere vertauschten bald den Wehrdienst mit der Politik, dem Rathaus oder dem Parlament.

Aus diesen Darlegungen und Zahlen geht hervor, daß zur Bekämpfung der Quantitätsnot gewissermaßen einem Abschlag auf die Qualität zugestimmt werden mußte. Vor dem Krieg kamen 80% der Offiziere aus militärischen Schulen; heute sind es kaum noch 40%. Diese Entwicklung ist so beunruhigend, daß sich kürzlich ein früherer Minister, gestützt auf offizielle Dokumente, nicht scheute, im Senat zu erklären: «Die Armee lebt noch von ihren alten Kader; Nachwuchs ist keiner mehr da. Eines Tages wird das Ganze zusammenstürzen.»

Unter dem Eindruck einer drohenden Katastrophe sind die verantwortlichen Stellen erschüttert worden. Sie haben plötzlich erkannt, daß die militärischen Zustände in der IV. Republik kläglich sind. Sie zeigen sich bekümmert und entrüstet, als ob sie dieselben nicht mit Vorbedacht gewollt hätten. Im Jahre 1947 hat die mit der Prüfung der Beamtengehälter betraute Kommission unumwunden zugegeben, es bleibe ihr, um den Leitsätzen der Regierung nachzukommen, nichts anderes übrig als eine Herabsetzung der militärischen Gehälter im Vergleich zu den Beamten- und Lehrergehältern.

Daraus ergibt sich heute folgendes: ein Leutnant mit 3 Dienstjahren ist mit seinen 33 000 französischen frs. schlechter bezahlt als ein Lehrer 3. Klasse oder ein Friedensrichter-Stellvertreter; ein Bataillonskommandant mit 15 Dienstjahren schlechter als ein Gerichtsschreiber oder ein Zolleinnehmer; ein Oberstleutnant mit 25 Dienstjahren schlechter als ein Richter des Seine-Gerichtes oder ein höherer Polizeikommissär. Die Offiziersanwärter können es sich merken: beim Beginn ihrer Karriere ganz unten auf der Stufenleiter der Gehälter stehend, bleibt sich ihre Situation gleich bis zu ihrem Abschied, wie sich auch immer ihr Avancement gestalten mag. Wenn sie zudem noch einen Vergleich mit ihren alliierten Kameraden ziehen, so fühlen sie sich erst recht als arme Verwandte. Ein französischer Hauptmann bezieht nach 6 Gradjahren 66 000 französische

frs.; ein englischer 72 000; ein amerikanischer 186 000. Die Besoldung eines französischen Divisionsgenerals beträgt 149 000 frs.; diejenige eines britischen 347 000; eines amerikanischen 412 000. Je höher der französische Offizier im Grad steigt, um so mehr fühlt er sich geradezu erdrückt.

Stehen diesen demütigenden Verhältnissen nicht wenigstens irgendwelche Vorteile gegenüber? Während die zivilen Beamten in immer häufigeren Fällen bis zum 65. Jahr Verwendung finden, ist den Offizieren eine strikte Grenze gesetzt: 52 Jahre für den Hauptmann, 57 für den Oberst. Ohne verbraucht zu sein, dafür oft noch mit drückenden Familienlasten, stoßen sie bei diesem Alter bei der Schaffung einer neuen Existenz, auf nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten; in der Verwaltung auf die strengen Gesetze über Ämterkumulierung; in der Privatwirtschaft auf Mißtrauen wegen ihrer Unerfahrenheit.

Ein weiteres Beispiel. Der Witwe eines in Indochina gefallenen Oberleutnants steht, sofern sie zwei Kinder hat, eine Pension von jährlich 136 000 frs. zu. Hätte aber ihr Mann, in irgend einem Unternehmen beschäftigt, unter der Gesetzgebung für Arbeitsunfälle gestanden, so würde sie 290 000 frs. erhalten.

Es steht jetzt freilich sozusagen fest, daß das Budget 1954, sobald es endlich einmal bewilligt ist, die Gehälter in der einen oder anderen Form wieder erhöhen soll. Gewiß wird das Parlament nach dieser «Aufwertung» der militärischen Lebensbedingungen, wie es zu sagen pflegt, von der endgültigen Lösung der Krise überzeugt sein, da dieselbe in seinen Augen ja nur ein finanzielles Problem war. Es ist aber zu befürchten, daß es sich täuschen könnte.

Die Geldfrage ist selbstverständlich nicht nebensächlich. Heute weniger denn je. In einer Welt in welcher «Komfort» einen Teil des Existenzminimums ausmacht und «austerity», weil unbequem, als veraltet und lächerlich angesehen wird, ist es menschlich verständlich, wenn sich die jungen Leute nicht von vornherein damit abfinden wollen, ihr ganzes Leben im Schatten zu verbringen, während die gleiche Ausbildung in Handel oder Verwaltung ihr Dasein vergolden könnte. Zwar wußte man auch früher gut genug, daß man nicht die militärische Laufbahn wählen durfte, wenn man auf bequemem Fuß leben wollte. Schon damals bestand das Offizierskorps in seiner weit überwiegenden Mehrheit nicht aus jungen Leuten, welche durch väterliche Protektion hineingekommen waren und auf den Sold pfeifen konnten. Allein wie viele ehemalige «X» haben nicht, vor die Wahl gestellt, das eintönige Leben in einer kleinen Garnison trotzdem den blendenden Versuchungen der Industrie vorgezogen und sich entschieden, für die Ehre zu dienen.

Das Übel ist verwickelter und sitzt tiefer. Es ist psycholo-

gischer, moralischer, fast religiöser Natur. Die Jungen haben nicht mehr den gleichen Glauben an die Armee wie ihre Väter, weil sie den Adel ihrer Mission nicht mehr im gleichen Lichte sehen. Dafür ist nicht der Zusammenbruch von 1940 der Grund: die Söhne haben trotz der Niederlage nicht den Stab über ihre Väter gebrochen. Aber seither haben sie sich gefragt, wieso ihre Väter ihnen mit Ehrfurcht von einer Armee sprechen konnten, über die selbst gewisse Vorgesetzte die Nase rümpften, von einer Armee, in der sich Offiziere in neidische und öfters feindliche Cliques zusammenschlossen, von einer Armee, der man vorwarf, unter der Maske von Disziplin und Loyalität Verrat begangen zu haben. Und wie hätten die Väter ihre Söhne zu ihrem Glauben überzeugen können, sie, die gelehrt worden waren, die Größe ihres Berufes im soldatischen Gehorsam zu erblicken, und die dann von offizieller Seite hören mußten, der Offizier sei durch seinen Eid nicht gebunden und müsse den Gehorsam verweigern können. Ihr Heiligstes war roh angetastet, geschändet, zerstört worden.

Und überhaupt — wem dienen? wofür sein Leben einsetzen? für die westliche Zivilisation? Einverstanden; aber in den Augen eines zwanzigjährigen Jünglings trägt die westliche Zivilisation noch recht verschwommene Züge. Einst waren die blaue Linie der Vogesen, die Kathedrale von Straßburg, der Rhein Bilder, an die sich ein junges Herz hängen konnte. Kann es dies eigentlich nicht mehr? Haben diese Bilder nicht ihre Leuchtkraft behalten? O doch! Allein wer würde sich getrauen, einem vielleicht für St-Cyr in Frage kommenden Kandidaten zu eröffnen, wo er sich überall morgen möglicherweise schlagen müsse, falls er überhaupt aus Indochina zurückkehrt, unter welcher Fahne, welchem Führer? Die Liebe zu Europa ist in seinem Herzen noch schlaff, und der europäische Patriotismus, den man ihm predigt, erfordert er nicht die Zusammenarbeit mit den Deutschen — gestern noch ein unsühnbares Verbrechen?

Inzwischen beweisen die französischen Offiziere in Indochina, daß sie noch nicht verlernt haben, sich töten zu lassen, selbst für die Ehre. Das ist eine Gewähr dafür, daß Frankreich am Tage, an welchem es seine jetzige schwankende Politik aufgibt und zu einer klaren nationalen Politik zurückgekehrt sein wird, so viele Söhne zur Verfügung haben wird als es braucht. Am Tage, an dem Frankreich wieder selbstsicher und stolz geworden ist, wird es an seine Jahrhunderte alten Traditionen anknüpfen.